

**Zeitschrift:** Wissen und Leben  
**Herausgeber:** Neue Helvetische Gesellschaft  
**Band:** 15 (1914-1915)

**Artikel:** Erinnerungen an Professor Dr. Arnold Land  
**Autor:** Winteler, J.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-750251>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# ERINNERUNGEN AN PROFESSOR DR ARNOLD LANG

In der ersten Hälfte der 70er Jahre hatte die Universität Jena in der Zahl ihrer Besucher einen außerordentlichen Tiefstand zu verzeichnen, den der beliebte Mathematikprofessor Schefer (ich orthographiere als Nichtzünftler und aus dem Kopf) benutzte, um zusammen mit mittlern und höchsten Beständen das Wesen einer Kurve zu erläutern. Da war denn auch die Zahl der schweizerischen Studierenden erst recht klein, zeitweilig waren nur Welschschweizer da, die lernend und zugleich an den zwei Instituten lehrend Jahre hindurch dort weilten und von Frühjahr 1870 an mit dem Verfasser dieser Skizze den festen Kern der landsmännischen Gesellschaft bildeten, die namentlich infolge des Krieges besonders innig zusammenhielt, weil das nun allmählich schroffer werdende national-deutsche Empfinden den Anschluss an andere Kreise etwas erschwerte. Es ist heute lehrreich, dass innerhalb dieser Schweizergruppe, auch als später das deutschschweizerische Element wieder überwog, niemand einen Unterschied der Rasse empfand, obschon z. B. mir selbst französische Konversation und französisches Wesen neu waren und ich davon nicht mehr wusste, als mir die Gymnasialabteilung der thurgauischen Kantonsschule (unter dem trefflichen Breitinger) vermittelt hatte. Einer dieser „Welschen“, ein Waadtländer von Vevey, aber einer Hugenottenfamilie der Cevennen entstammend, Jules Félix mit Namen, später Gymnasiallehrer in Burgdorf und Bern, ist uns allen zeitlebens ein treuester und bester Freund geblieben. So stark war damals der eidgenössische Gedanke, dass man über Sprache und Blut hinweg sich nur als Schweizer fühlte. Man las damals in der Ostschweiz noch nicht vom „faulen Westen“, wie es jetzt in Blättern vorkommt, die gut taten, ihre eigene Gesundheit zu untersuchen, und es figurierten in schweizerischen Fibeln noch keine Stellen wie diese:

„Dragonner eine schöne Zahl möcht ich nebst Kanonieren,  
Und einen stolzen General mit hübschen Offizieren,  
Dass mir der Vater eine Schlacht mit Deutschen und Franzosen macht.“

Auch würde man vermutlich damals gegenüber von Versuchen, in unserer vielsprachigen und gastlichen Schweiz, Hotels mit nicht-deutschen Namen zu boykottieren (und was dergleichen Praktiken mehr sind) noch keinen Spass verstanden haben.

Was unsern Freund Félix noch ganz besonders zum gegebenen Mittelpunkte unseres landsmannschaftlichen Klubs machte, war der Umstand, dass er nach zwölfjähriger Tätigkeit in Holland (in noch jungen Jahren) reichlich so lange in Jena gewirkt und beste deutsche Art willig auf sich hatte wirken lassen. Er war die Pünktlichkeit, Gewissenhaftigkeit, Solidität und Treue in Person und daher auch nicht nur bei seinen Landsleuten Vertrauensmann, sondern genoss höchster Achtung bei seinen Schülern, deren Eltern und Vorgesetzten und schließlich in der ganzen kleinen Universitätsstadt. Folgende Episode mag das veranschaulichen. Wir feierten unter uns nach der Schlacht von Sedan die Wiedererstehung der französischen Republik, ohne besondere Parteiergrifung für Frankreich, es galt durchaus nur der Staatsform. Die Fenster standen offen und die wiederholten Rufe unserer lebhaften jüngern Welschen drangen in die Nacht hinaus: *Vive la République!*

Als wir nun am folgenden Tage zusammengekommen waren, um den Rest der Kreo- und Kolloflaschen (d. i. weißer und roter Jenenser Wein) zu erledigen, und während unser Félix uns eben aus Béranger vorlas, trat ein Wächter des Gesetzes bei uns ein und entbot uns eine Verwarnung seitens des Bürgermeisters wegen jener Rufe. Ohne eine Miene zu verziehen machte Félix eine leichte Wendung mit dem gravitätischen, rotbraunbärtigen Kopf: „Wir sind Republikaner und freuen uns des Wiederauflebens unserer Staatsform in Frankreich, ohne Feindseligkeit gegen irgend jemand. Sagen Sie das dem Herrn Bürgermeister!“ sprach und las seinen Béranger ruhig weiter, als wäre nichts geschehen. Der Polizist verschwand verdutzt und die Sache war abgetan.

Der Krieg von 1870/71 war uns Jenenser Schweizern, eben wegen der Entzweiung der Rassen, deren Zusammengehörigkeit im Sinne der Kulturergänzung unser aller Ideal war, höchst widerwärtig, obschon wir Napoleon III., als „Verräter der Republik“, auch nicht mochten und ihn, nach damaliger Mode, in seiner Bedeutung als Förderer zeitgemäßer Bestrebungen, erheblich unterschätzten. Anderseits gönnten wir Deutschland seine Einheit, nur nicht im Sinne einer Vorherrschaft. — Abgesehen von solchen Divergenzen vertrugen wir uns übrigens alle recht gut auch mit zahlreichen Studierenden deutscher Staatsangehörigkeit, waren einig mit ihnen im Lob des an Umfang noch sehr unbedeutenden und in

seinen Zuständen etwas primitiven, jedoch originellen und urgemütlichen Mittelpunktes der thüringischen Landschaft, und stimmten kräftig ein in dessen Lob: Un in Jene läbt sich's bene.<sup>1)</sup> Man fühlte sich damals in Jena selbst noch ziemlich partikularistisch und einigermaßen antipreußisch. Und so durften wir denn in unsern speziell landsmännischen Zusammenkünften unter dem Vorgang unseres lieben Seniors, des genannten Félix, noch unangefochten das herrliche Béranger'sche Lied erschallen lassen, das mit dem Refrain schließt:

Peuples, formez une Sainte Alliance,  
Et donnez vous la main!

Wie tief sind wir jetzt in Europa unter diesen erhabenen Standpunkt zurückgesunken und wie werden wir ihn wieder erschwingen! —

In dieses Milieu trat 1874 mit andern Schweizern auch ein Aargauer ein, der als Schüler Carl Vogt's von Genf kam und nun Häckel zu hören begierig war. Was Ernst Häckel angeht, dessen *Embryologie* ich selber vorher, als einziger „Wilder“ unter lauter Medizinern oder Naturförmern, mit großem Interesse gehört hatte, so war dieser damals ein noch jüngerer Mann, überaus anregend, viel angefochten, in deutschen Landen noch fast ein Greuel (wie nicht minder sein Kollege Hallier, der es gewagt hatte, die Kartoffelkrankheit auf einen Pilz zurückzuführen, und der deshalb dem gemeinsten Klatsch ausgesetzt war). Dabei machte aber Häckel den Eindruck eines liebenswürdigen, bescheidenen Mannes, dem man es gar nicht angesehen hätte, dass er sich einmal zu dem jetzigen allwissenden und unfehlbaren Monistenpapste entwickeln würde.

Unser Neuling aber war damals noch fast Jüngling, und von jener über mittlern Größe, die man bei mir zu Hause, im Gegensatz zu „langen Kerls“ und zierlichen Welschen, eine „schöne Größe“ nennt, schlank und ebenmäßig gewachsen, mit leichter Vornüberneigung des Hauptes, als strebte es dem Mikroskope entgegen, aschblond sein Haar, die großen Pflaumenaugen von hohen Bogen überwölbt, das etwas schmale Gesicht ließ fast an den hellen, stehend roten Burgunderteint denken, hatte aber dabei jenes ge-

<sup>1)</sup> Rein mundartlich müsste es heißen: Un in Gäne läbt sich's bene. ä breit, wie zürcherisch. Das Lied hatte im Sinne des Verfassers ohne Zweifel einen mundartlichen Anschlag.

fällige Oval, das mir zum echtesten nordschweizerischen Alemannentypus zu gehören scheint — im Ganzen eine noch recht unbefangen ausschauende, kerngesunde und jedenfalls auch seelisch unverdorbene, wohltuende und unmittelbar herzgewinnende Erscheinung. Das war unser lieber Freund Arnold Lang.

Es ist an der aargauischen Kantonsschule, an der Lang sich auf die Universität vorbereitet hatte, von jeher grundsätzlich den Schülern ein ziemliches Maß von Freiheit gestattet worden, wohl im Zusammenhang damit, dass sie normalerweise zwanzigjährig sind, wenn sie die Schule verlassen. Diese Freiheit verwenden sie selbstredend hauptsächlich auf die Nachahmung studentischer Ge pflogenheiten, so dass sie schon einigermaßen die Hörner abgestoßen haben, wenn sie akademisch werden. Wenn ich mich recht erinnere, war Lang etwas jünger als seine Mitschüler gewesen und es verlautete, die Lehrer hätten mit ihm etwa ein Hühnchen zu rupfen gehabt. Jedenfalls teilte er die Eigenschaft so vieler bedeutender Männer, ein guter, aber kein Musterschüler gewesen zu sein. Nach Jena kam er schon ordentlich gesetzt und widmete sich hier seinen Studien mit großem Fleiß, ohne deswegen einem fröhlichen Abend bei seinen Kommilitonen fernzubleiben.

Wenn ich oben von Alemannentypus sprach, so bedarf dies mindestens in einer Hinsicht einer Einschränkung. Der richtige Nordschweizer hat in der Regel, wie andere Deutsche, einen brennenden Ehrgeiz, der ihn hassen und unter Umständen mit allen Mitteln anfechten lässt, was neben ihm emporstrebt, um allein an der Spitze zu bleiben. Es braucht kein Rivale zu sein, schon dass ein anderer auch etwas gelten will, weckt seinen Neid<sup>1)</sup>. Vermutlich hängt damit zusammen nicht bloß die herrenvölkische Art nach unten, sondern auch eine gewisse Unterwürfigkeit nach oben, insofern der einmal unvermeidlich Höherstehende der Hoffnung Raum lässt, dass man mit seiner Unterstützung der Mitstrebenden Meister werde. Die Wörter „Ehrgeiz“ und „beneidenswert“ gehören deshalb zu den bezeichnendsten der deutschen Sprache. Auch zielt in der deutschen Pädagogik alles auf Anspornung des Ehrgeizes ab. Es ist nicht zu leugnen, dass dadurch bei etwas

<sup>1)</sup> Sogar Goethe sagt: „Niemand räumt gern andern einen Vorzug ein, so lang er ihn nur einigermaßen leugnen kann.“ (*Dichtung und Wahrheit*, 4. Teil Kap. XIX.)

phlegmatischem Temperament eine gewaltige und nachhaltige Tatkraft entfesselt wird, die sonst unausgelöst bliebe, und selbst auf den zu Genuss und Bequemlichkeit neigenden Romanen wirkt dies aufrüttelnd, wie unter anderm die gegenwärtigen Kriegsereignisse in ihrer Vorbereitung und ihrer Entfaltung schlagend dartun. Natürlich hat diese psychologische Konstitution auch böse Schattenseiten.

Da habe ich nun festzustellen, dass unserm Lang Ehrgeiz und Neid so fremd waren, als die Menschennatur das irgend gestattet. Er hatte zeitweilig streberische Naturen neben sich, die ihn eben damit anfänglich abstießen, aber so hoch stand ihm die Sache über der Person, dass er auch mit solchen zurechte kam und sich vertrug. Für edle Naturen ist die Lust am Erkennen und am Fortschritt der Wissenschaft das einzige bewusste Motiv der geistigen Arbeit, allenfalls zeigt sich das Selbstgefühl wie bei jenem Appenzeller, der zu seinen Söhnen sagte: Ihr Buebe, dere Manne wie mir sind, gitt's viel, aber besseri git's nöd.

Lang war ein wohlsituerter Fabrikantensohn. Das ließ er auch andern zugute kommen. Vor allem aber in der Wissenschaft förderte er und half aus, wo er nur konnte. Ein Beispiel aus persönlicher Erfahrung mag das bezeugen.

Ich hatte von Kind auf ausgesprochene naturwissenschaftliche Neigungen. Es achtete aber niemand darauf, als eine alte Wurzelsucherin, die mit ihren „Stränzen“, Allermannsharnisch und Goldwurzen (oder Goldatzelwurzeln d. i. Feuerlilienwurzeln zum Butterfärben) hausieren ging und mich antraf, wie ich mich mit Schneckenstudien beschäftigte. Da meinte sie zu meinen Eltern: „Der gitt en Naturfilosof ab.“ Mir selber ist diese Veranlagung erst spät bewusst geworden, da mich alle Art von Erkennen interessierte. Wäre die Veranlagung einseitiger gewesen, so wäre ich überhaupt nicht zum Studieren gekommen, denn damals half man einem armen Jungen wohl etwa zum Lehrer- oder Pfarrerberuf, aber ja nicht zu dem kostspieligen und „gottlosen“ Naturalismus, da auf dem Lande damals Pfarrherren das Geistesleben in erster Linie leiteten — durchweg übrigens würdige und wohldenkende Männer. Immerhin dürften sie es mitverschuldet haben, wenn die moderne Naturwissenschaft oft so nervös pfaffen- und in falscher Verallgemeinerung religionsfeindlich sich geberdet und in Namen d. h. Bildern für übersinnliche Dinge, wie Stoff und Kraft es sind, lieber derb und

fast roh sich ausdrückt, um nur über hergebrachte Ausdrucksweisen hinwegzukommen, die an Theologie und übersinnliche Begriffe erinnern könnten. Von dieser Einseitigkeit habe ich nun bei Lang, nebenbei gesagt, trotz Carl Vogt und Ernst Häckel, nie etwas bemerkt, er hat auch noch in den letzten Jahren seinen Sohn zu mir in den — freiwilligen — religionsgeschichtlichen Unterricht gehen lassen.

Meine naturwissenschaftlichen Neigungen führten mich nun später zu ornithologischer Liebhaberei, die mir zugleich ein vorzügliches Mittel war und ist, mich vor einseitiger Überanstrengung in fachlichen Dingen zu bewahren.<sup>1)</sup> Das war für Lang genügend, um mir gelegentlich seine uneigennützige Unterstützung zuzuwenden, obwohl ich Jena schon Weihnachten 1874 verlassen hatte und unser Zusammensein mithin von kurzer Dauer gewesen war. Er sandte mir einmal von Neapel aus, wo er seit 1878 zehn Jahre lang an der zoologischen Station tätig war, drei Kalanderlerchen und anderes, und machte mich auch noch von Zürich aus auf Standfuß' hochinteressante Schmetterlingsstudien aufmerksam. Daneben unterließ er es nicht, Verkehr zwischen meinen Fachgenossen und mir zu vermitteln. Eine solche Gefälligkeit hat mich z. B. veranlasst, in die *Beiträge* (Jahrgang 1888) den Aufsatz über inlautende *tsch* zu schreiben, der sonst mit hundert ähnlichen in meinem Kopfe stecken geblieben wäre. Was mögen erst seine Fachgenossen ihm an Anregung und Förderung zu verdanken haben!

Lang's väterliches Haus war der „Lindenhof“ in der Nähe von Aarburg, zu der weitläufigen Gemeinde Oftringen gehörig. Ob die Familie aus dieser Gegend stammt, weiß ich nicht, aber jedenfalls sind schon seine Jugendeindrücke einigermaßen von der Westschweiz beeinflusst, die über den Kanton Bern bis dorthin mit ihren köstlichen Weinen auch ihre geistigen Wellen treibt. Irre ich nicht, so hatte die Familie auch Verschwägerungen mit dem Welschland. Jedenfalls gab Lang in Jena schon seine Anhänglichkeit nicht bloß an seinen in Genf lebenden Lehrer Carl Vogt, sondern auch an französisches Wesen kund. Nun traf er, als er mich einmal in Murten besuchte, in meinem Hause die Tochter einer in der Gegend

---

<sup>1)</sup> Übrigens war die Ornithologie auch für den so vielseitigen Goethe ein „herrlicher Zweig der Naturkunde“. (Annalen zu 1815.)

ansässig gewordenen, sehr angesehenen neuenburgischen Familie Bachelin. Sie machte sich eine Freude daraus, meinem ältesten Töchterchen Klavierunterricht zu erteilen. Das war die Einleitung zu Lang's Verheiratung.

So sind wir innerlich immer verbunden geblieben. Aber da jeder mit seinen mühevollen Amts- und andern Pflichten beladen war und außerdem unsere Fachgebiete so weit auseinanderlagen, war unser Verkehr spärlich, und seit Jahrzehnten haben wir gar keine Zeit mehr gefunden, ihn zu pflegen. Und nun ist auch er, einer der letzten von unserer Jenaer Schweizertafelrunde, deren jüngstes Mitglied er vielleicht zu meiner Zeit war, dahingegangen. Und mir ist, als hörte ich vom stillen „Forst“ nieder, den wir so oft besuchten, Stade's von Dreves komponiertes, tief empfundenes Lied erklingen:

Auf den Bergen die Burgen und im Tale die Saale,  
Im Städtchen die Mädchen — einst alles wie heut! —  
Ihr trauten Gefährten, wo seid ihr zur Zeit mir,  
Ihr Lieben geblieben? Ach, alle zerstreut. —

Ich bin der eine, alleine, schau wieder hernieder  
Zu der Saale im Tale. Doch einsam und stumm.  
Eine Linde im Winde, die wiegt sich und biegt sich  
Rauscht traurig und schaurig — ich weiß wohl warum.

In Wirklichkeit aber, statt der weichen Klänge dieses Liedes, dröhnen an mein Ohr, während ich dies schreibe, hier in der Ostschweiz aus dem Elsaß herauf, wie schwere Klagen zum Himmel über die grauenvolle Verirrung der Zeit, Tag und Nacht dumpf grollende Kanonenschläge. Das hat gewiss auch unserm lieben Freunde noch seine letzten Augenblicke verbittert. Möchte ihn dann im Scheiden noch unseres braven, längst heimgegangenen Félix' Lieblingslied und die Ahnung von dessen Erfüllung getröstet haben:

Français, Anglais, Belges, Russes et Germains:  
Peuples, formez une Sainte Alliance,  
Et donnez-vous la main! —

KRUMMENAU

J. WINTELER

